

Citation style

Steinrück, Martin: review of: Lorenzo F. Garcia, *Homeric Durability. Telling Time in the Iliad*, London: Harvard University Press, 2013, in: *Museum Helveticum*, 71(2014), 2, p. 213, DOI: 10.21245/rec.ant.1344501505



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Buchbesprechungen – Comptes rendus

Lorenzo F. Garcia Jr.: **Homeric durability. Telling time in the Iliad.** Hellenistic Studies 58. Harvard University Press. Center for Hellenistic Studies, London 2013. VIII, 321 S.

Der A. bringt Argumente für die These bei, dass die Kategorie der Zeit bei Homer (und nicht unbedingt in der archaischen Epoche) eine Verfallsempfindung sei: die Heroen seien in einem von einem grossen noch nicht geprägten Blick auf die Zukunft befangen. Dies wird unter ständiger Zuhilfenahme diachroner Sprachwissenschaft am Beispiel von Materialien (faulendes Schiffholz, welkende Blätter), an demjenigen des Körpers von Menschen (Alter – das Kapitel zur Beisetzung ist eines der interessantesten) aber auch von Göttern (Hera, Hephaistos, Ares, Aphrodite, Titanen, Typhoeus) gestützt, die zur Dauerhaftigkeit auch Pflege brauchen und ebenso wie die Menschen, aber eher virtuell, auf einen möglichen Tod zuleben. Das dritte grosse Anwendungsgebiet sind Abstrakta wie das *kleos aphthiton*, das man als «noch nicht vergehenden Ruhm» verstehen könne und damit als Hinweis auf das Bewusstsein der Iliasänger vom Ende der mündlichen Epoche. Fords (*Poetry of the past*) entgegengesetzter Blickwinkel und Fränkels ähnlicher (*khronos* als Warten auf die Zukunft) werden eingearbeitet, aber die konvergierenden Ergebnisse Bouviers (*Le sceptre et la lyre*) fehlen. Die methodischen Kriterien stammen aus der philosophischen (Heidegger) und psychologischen Phänomenologie. Es ist zwar verständlich, dass bei diesen Instrumenten die Verfallserfahrung als universell vorausgesetzt wird, aber dass damit auch in jeder Kultur ein (Kantscher?) Zeitbegriff in Verbindung gebracht wird, ist nicht sicher. Was dabei stört, ist vielleicht der Begriff des einseitigen Aufgetankt Seins (fueled), das mit dem modernen Normgedanken verbunden einen langsamen Verbrauch bis zur Erschöpfung der Ressourcen impliziert. In frühgriechischen und noch klassischen philosophischen und medizinischen Vorstellungen würde man ein solches Verhältnis nicht erwarten: Für Aristoteles ist Krankheit keine privative Abweichung von Gesundheit wie seit dem 19. Jh. bei uns, sondern ein Gegensatz (*enantion*). Das nützliche Anhangskapitel über das homerische Vokabular des Verfalls zeigt, dass die Hälfte der Wörter mit dem Bedeutungselement der Trockenheit arbeiten und *trocken-feucht* ist ein klares frühgriechisches Gegensatzpaar, so wie das *phthinein* üblicherweise als Gegensatz zum Werden, zur *phusis*, gedacht wird. Normschemen (wie in der Kaiserzeit) sind meist ein Korrelativ zu Gleichzeitigkeitsfiguren. In diesem Sinne hätte die Einarbeitung der Gedanken Zielinski zur zeitlichen Sukzession bei Homer vielleicht ein volleres Bild geschaffen. Aber G. hat gewiss einen neuen, nützlichen Stein ins Mosaik homerischer Anthropologie gefügt.

Martin Steinrück

Brillante, Carlo: **Il cantore e la musa. Poesia e modelli culturali nella Grecia arcaica.** Studi e testi di storia antica 18. Edizioni ETS, Pisa 2009. 312 S.

Il libro è una raccolta di saggi già pubblicati altrove, tra il 1990 e il 2006, riveduti e ampliati (salvo un inedito: «Poesia e invasamento poetico: Democrito e lo *Ione* platonico»), e incentrati sulla «figura del cantore» – anche nelle sue declinazioni mitiche (Femio, Demodoco, Thamyris) – in relazione alla «poetica arcaica» e specialmente all'«ispirazione poetica», la cui ipostasi è rappresentata dalla Musa e che trova la sua codificazione già nell'epica arcaica, investendo questioni fondamentali come la *conoscenza* acquisita da parte del cantore, la sua *attendibilità* presso il pubblico e di conseguenza la capacità di *diffusione* della propria poesia.

I primi due contributi («Il cantore e la Musa nell'epica greca arcaica», «Poeti e re nel proemio della *Teogonia* esiodea») sono imperniati sul ruolo della divinità quale depositaria e garante del *sapere* del poeta, il cui accoglimento del *favore* divino è presupposto imprescindibile per lo svolgimento delle sue capacità professionali e configura il loro rapporto come *collaborazione*. Fulcro dell'analisi della *Teogonia* sono le analogie tra poeti e sovrani: entrambi godono di protezione divina, aspirano all'ordine, sanno servirsi dell'efficacia della parola nell'adempiere alla loro funzione sociale, in una cultura in cui la trasmissione dei valori è ancora eminentemente orale. Il saggio su «Archiloco e le Muse» tratta dell'iscrizione paria di Mnesiepes, la cui narrazione dell'incontro tra